



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Notizen.

England und die Cholera. Seit geraumer Zeit sieht Europa wieder einmal die Cholera in seinen Grenzen, und wieder hat die Seuche, diesmal von einem französischen Schiffe eingeschleppt und bis jetzt nur in Frankreich und Italien wüthend, erhebliche Opfer verschlungen. Bekannt ist, daß sie ihre Heimat in Ostindien hat, weniger bekannt dagegen, daß eine der Hauptursachen ihrer Entstehung und Verbreitung in dieser Weltgegend auf die englische Handelspolitik zurückzuführen ist, die wiederholt auch für deren Weiteranschreiten nach Westen hin verantwortlich gemacht werden mußte. Die Cholera entsteht nachweisbar aus dem Zusammenwirken natürlicher und künstlich geschaffener Uebelstände, und sie wird namentlich durch die letzteren epidemisch. Diese sind Wasser und Luft in Sumpflandschaften, tropische Hitze und Menschenanhäufungen, diese bestehen vorzüglich in Hungersnöten, die zum Genuß roher, unreifer und verdorbener Pflanzennahrung zwingen. Die ostindische Natur für sich allein erzeugte zwar die Cholera, ließ sie aber nicht zur weitverbreiteten Volksseuche werden. Dies bewirkte vielmehr der Hunger, der seinerseits wieder, wenigstens zum guten Teil, durch Veräußerung der englischen Selbstsucht an dem ihr preisgegebenen indischen Volke hervorgerufen wurde.

Die Cholera wurde zuerst im Jahre 1781 an der Küste der ostindischen Provinz Orissa, sowie in Kalkutta, dann 1783 zu Hardwar am oberen Ganges beobachtet, fand aber keine sehr große Verbreitung und verschwand nach kurzer Zeit. Erst 1817 trat sie wieder auf und wurde nun rasch zur weithin mordenden Epidemie, da ihr inzwischen England den Boden bereitet und die Wege geebnet hatte. Ostindien war, wie Dr. Petri in seiner Schrift „Die Ursache des Aussterbens der Völker niederer Kultur“ nachweist, im siebzehnten, sowie im achtzehnten Jahrhundert und bis ins neunzehnte hinein ein Land der Baumwollenweber, das mit seinen Geweben einen großen Teil Europas versorgte und noch kurz nach Beginn unsers Säkulums jährlich für 8½ Millionen Pfund Sterling solche Waaren allein nach England ausführte. Das hatte mit der Verordnung ein Ende, welche diese letzteren mit einem Zollsatz von fünfzig Prozent ihres Wertes belegte, während nach ihr englische, nach Ostindien exportirte Fabrikate nur mit 2½ Prozent zu verzollen waren. Ostindien ist seitdem immer mehr ein Markt für die britischen Manufakturen und daneben eine Plantage für britische Kaufleute geworden, die mit Opium handelten. Die Existenz der Eingebornen hing von jetzt an ganz vom Verlaufe der Ernte ab. Ziel mit den kolossalen Spekulationen der englischen Finanzleute eine Mißernte zusammen, so gab es Hungersnot, und das geschah von 1817 an in manchem Jahrzehnt mehr als einmal, und die Folge war in der Regel, daß zu gleicher Zeit die sonst nur lokal oder sporadisch auftretende Cholera einen epidemischen Charakter annahm.

„Viele Millionen von Familien, heißt es in einem Aufsatze über unsern Gegenstand, den D. Th. Stamm in der Wiener Medizinischen Zeitschrift (Nr. 41 bis 43) veröffentlicht hat, hatten in Bengalen durch die dort einheimische, einst so berühmte gewesene Handweberei ihren Broterwerb gehabt. Die ganz mit den Doktrinen der Manchester'schen Schule harmonisirende gewissenlose Dahinopferung dieser Industrie durch die Einführung der billigen englischen Maschinenwaaren, die immer eingreifendere Bedrückung und Bereicherungsgier, die Ausdehnung des Opiumbaues über bisher nicht dazu benutzte fruchtbare Ländereien und die erbarmungslos eingetriebenen

Grenzboten IV. 1884.

hohen Landtagen vollendeten unter Hinzukommen einer Mißernte den Sommer von 1816 und 1817.“

Ähnlich verhielt es sich mit späteren Choleraepidemien. 1865 war Ostindien, namentlich Bengalen, von langdauernder Dürre heimgesucht worden, welche die Herbsternnte zu grunde gerichtet hatte. Zu gleicher Zeit war durch den Ablauf der Landpachtkontrakte eine schwere Krisis entstanden, da jene in einer Weise erneuert worden waren, daß sich der Pacht nicht erschwingen ließ, wenn der Pächter leben bleiben sollte. Es war ähnlich wie in Irland, und die Folgen waren dieselben wie hier: Brachliegen großer Strecken des fruchtbarsten Bodens und Hunger, der seinerseits Seuche erzeugte, in Irland den Flecktyphus, in Bengalen eine furchtbare Choleraepidemie. Die Engländer leugnen keineswegs diese von ihnen direkt und indirekt mit veranlaßten, durch ihre rücksichtslose Ausbeutung Indiens mindestens wesentlich verstärkten Hungerjahre, die meist bald auch zu Cholerajahren wurden, selbst ihre Volksblätter hallen von Klagen darüber wieder. So berichteten im September 1866 die *Londoner Illustrated News*: „In Zwischenräumen von sechs bis zehn Jahren dringt von Ostindien ein von Todesangst erfülltes Klagegestöhn zu uns herüber, der gleichzeitige Aufschrei von Tausenden, die Hungers sterben. . . Die Volksmassen sterben dahin wie die Fliegen, zwei bis dreitausend wöchentlich trifft der Tod in seiner graufigsten Gestalt, der absolute Hungertod. Die Seiten der Straßen sind mit ihren Leichnamen bestreut. Schakale verzehren die Toten vor den Augen der noch Lebenden, und Säuglinge werden von der erkalteten Brust ihrer Mutter weggerissen, deren Herz zu schlagen aufgehört hat. Hier feiert nur noch Verzweiflung ihren Triumph. Die Größe des Elends spottet fast aller Versuche, ihm abzuhelfen.“ Ungefähr ebenso Entsetzliches erzählten zahlreiche andre Berichte aus Bengalen. Nach dem im Oktober angeordneten amtlichen Berichte über die Provinz Drissa, wo diesmal die Not den höchsten Stand erreicht hatte, waren vom November 1865 bis zum Ende des Dezember des folgenden Jahres beinahe fünfundschwanzig Prozent der Bewohner derselben, 600 000 von 2 600 000, vom Hunger dahingerafft worden. Vielleicht ebensoviele starben an der Cholera, die den Hunger mehrere Monate begleitete. Die letztere ist also auch in diesem Falle wesentlich Folge der durch englische Ausbeutung veranlaßten Nahrungslosigkeit des Landes gewesen, sie ist vorzüglich durch Hungerstnot, durch physische Schwächung weiter Kreise der Bevölkerung Indiens zu epidemischer Kraft und Ausbreitung gelangt. Das gleiche aber galt von ihr im Jahre 1883, wo der Seuche ebenfalls eine weitausgedehnte Hungerstnot vorausgegangen war. Der Gang der Dinge war stets derselbe. England hatte in altherkömmlicher, oft auch anderwärts bethätigter Selbstsucht in Indien die einheimische Industrie, welche einem großen Teil der Bevölkerung Brot verschaffte, zu grunde gerichtet, es hatte zugleich mit seinem Opiumbau und seinen Landtagen der Nährkraft des Landes Abbruch gethan und die Fähigkeit zum Widerstande des Volkes gegen die dem Sumpfboden und dem verunreinigten Flußwasser entsteigende, durch die Sommerhize der Tropen ausgebrütete und durch Ansammlungen von Pilgern geförderte Krankheit vermindert, und so entwickelte sich von Zeit zu Zeit letztere zu einer Epidemie, die alle Völker erschreckte und die ganze Welt als Menschenvertilgerin durchzog.

Den reichen und immer reicher werdenden Kapitalisten Londons und der ostindischen Hauptstädte macht das nicht viel aus, da es ihre Geschäfte kaum stört, und da es doch nur „Natives“ sind, welche der Hunger verzehrt und die Cholera ins Grab wirft, „Natives“, die noch weniger bedeuten als die „Nobodies“ daheim, die Besitzlosen, welche ihre Klasse durch Arbeit in ihren Fabriken füllen helfen. Wohl

aber kümmern solche Zustände Europa, dem sie einen Herd von Seuchen erhalten helfen und verschlimmern, und das keine Rücksicht darauf zu nehmen hat, daß dies dem Vermögen einer Anzahl von Engländern zu gute kommt.

Dazu tritt aber noch eins, was die westlichen Völker und Staaten sich von der englischen Selbstsucht nicht gefallen zu lassen brauchen: die Art und Weise, wie von dieser die Maßregeln aus den Augen gelassen worden sind, mit denen uns die Wissenschaft die furchtbare Seuche fernzuhalten gelehrt hat.

Die Cholera kann an ihren ostindischen Ursprungsstätten zwar schwerlich ganz ausgerottet, wohl aber durch möglichste Beseitigung der Uebelstände, welche dort Hungernöthe veranlassen oder schwerer und gefährlicher machen, durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen auf dem Gebiete der Industrie, durch Befreiung des Ackerbaues von übermäßigen Steuern und durch Ausbreitung desselben über größere Flächen erfolgreich bekämpft und beschränkt werden. Aber das wird Zeit erfordern, und inzwischen gilt es, sie von unsern Häfen und Küsten auszuschließen und ihr überhaupt den Weg nach Westen zu versperren. „Der russische Hof, zusammen zirka zehntausend Personen, sagt Stamm, hatte sich im Jahre 1831 beim Andrängen der Cholera auf St. Petersburg zu Peterhof und Zarskoje-Selo abgesperrt, und nach dem Bericht der Doktoren Barry und Russell ist hier 1831 kein Choleraanfall vorgekommen. Während der Epidemie, die 1865 in Konstantinopel wüthete, wurden die Zöglinge der Militärschule, fünfhundert an der Zahl, in der Anstalt abgesperrt, und die Cholera ist nicht hineingedrungen, obwohl sie in der Nachbarschaft viele Opfer forderte. Griechenland, welches damals ein strenges Sperrsystem aufrecht erhielt, blieb verschont, obgleich die Krankheit ringsherum sich ausgebreitet hatte. . . Die Fernhaltung der Cholera von Häfen, wohin dieselbe, da das Binnenland noch frei ist, nur zu Schiffe gelangen kann, ist sehr wohl durchzuführen.“ Man braucht nur dafür zu sorgen, daß Schiffe aus Ostindien — denn von da kommt die Seuche immer — gehörig Quarantäne halten und samt ihren Passagieren und ihrer Ladung gründlich desinfiziert werden, und zwar nicht bloß in Europa, sondern auch in Westasien, am Persischen Meerbusen und am Roten Meere. Daran aber hat es England wiederholt fehlen lassen, weil es seinem Handel und seine Schifffahrt nicht stören und belästigen wollte, also sein nächstes Interesse über das allgemeine stellte. Dieser selbstsüchtigen Politik hatten wir im Westen der alten Welt die Choleraepidemien der Jahre 1865, 1866 und 1867 zu verdanken, die Afrika, Asien und Europa ergriffen, und von denen die von 1866 auch in Deutschland große Verwüstung anrichtete. Ebenso gehört in dieses Kapitel die Seuche von 1883, welche sich auf Arabien und Aegypten beschränkte. Die jetzige ist zwar in einem französischen Fahrzeuge aus Cochinchina gekommen, aber Cochinchina hatte das Gift aus Ostindien bekommen. In allen andern Fällen wurde es unmittelbar aus diesem Lande zunächst in Westasien und Nordostafrika importirt, und zwar stets durch englische Fahrzeuge. Indische Muslime, die nach Mekka wallfahrteten, und Schiffe aus Kalkutta, Bombay, Madras oder Karadschi brachten erwiesenermaßen die Epidemie nach jener arabischen Stadt, und von da verbreitete sie sich über Aegypten, das Mittelmeerbecken und weiter nach Norden und Westen. Dem sollte für die Zukunft ernsthafter als bisher gesteuert werden. Die Verhütung von Epidemien, von Völkerverkrankungen, Völkerdezimierungen ist eine Hauptaufgabe, ist die Krönung der modernen medizinischen Wissenschaft. Sie sollte auch eine der Aufgaben der modernen Staatskunst sein. England sollte mit allen Mitteln dahin gebracht werden, hier in betreff der Cholera, die Europa seiner bisherigen Politik dankt, soweit irgendsmöglich, Wandel zu schaffen.

Carlyles Urteil über Zeitgenossen. Die umfangreiche Biographie Carlyles von Mr. Froude, dem Eingeweihten und literarischen Erben des Philosophen, hat nunmehr durch das Erscheinen der letzten zwei Bände — betitelt: „Thomas Carlyle. Eine Geschichte seines Lebens in London“ — ihren Abschluß gefunden. Die Erzählung beginnt mit dem Jahre 1834, wo Carlyle seinen Wohnsitz im öden Craigenputtock mit dem in der lebensvollen Metropole vertauschte. Hier kam er natürlich bald mit den Tagesgrößen aller politischen und sozialen Schattirungen in Berührung, und sein Tagebuch weist manche drastischen Randglossen auf über Männer wie den reizbaren Southey „mit den wildflammenden Haselnußaugen,“ über den „trivialen und eiteln Roebuck-Roebespierre,“ über John Bright, dessen friedfertiges Quäkertum er in einem Streit über die Abschaffung der Todesstrafe „durch ein vorübergehendes Erdbeben erschütterte,“ über Alfred Tennyson, den „herzvollen,“ den er bewunderte und liebte, über Grote, den „zöttigen Radikalen,“ und viele andre. Im Jahre 1839 traf er auch mit Bunsen zusammen; in einem Briefe an seinen Bruder bemerkt er hierüber: „Vor vier Wochen lud mich Milner zum Frühstück, um Bunsen bei ihm zu treffen. Bussey (nicht Dr. Bussey, sondern dessen ältester Bruder) war dort, ein gediegener, verständiger Engländer, sehr liebenswürdig gegen mich. Hallam war da, ein breiter, positiver alter Mann mit lachenden Augen. A. war da, ein konvulsivisch sich verzerrendes, wild-leidenschaftliches, zigeunerbraunes Exemplar von Dünkelhaftigkeit. Noch andre waren da, auch der heroische Bunsen, mit dem rötlichen Antlitz an Größe dem Schilde Fingals gleichend — kein schlechter Kerl, auch nicht ohne Talent, voll Redefluß, Protestantismus und preußischem Toryismus —, der sich angelegentlichst nach meiner Adresse erkundigte.“

Auch über Staatsmänner der jüngsten Vergangenheit und der Neuzeit finden wir in Froudes Biographie interessante Äußerungen Carlyles. Ueber Mr. Gladstone z. B. läßt sich der Seher von Chelsea in folgender Weise vernehmen: „23. März 1873. Gladstone scheint mir einer der verächtlichsten Menschen, die ich je gesehen. Ein armseliger Ritualist, ein fast gespenstartiges Trugbild von einem Manne, an dem alles nur Form, Gepränge, äußerliche Draperie ist! Unfähig, irgendwelche Thatsache in Wahrheit zu erkennen, sieht, glaubt und beherzigt er nichts als nur die äußere Hülle der Thatsache und bildet sich ein, daß alles übrige garnicht existire. Man lasse ihn für sich selber kämpfen im Namen Beelzebubs, der sein Gott zu sein scheint. Armseliges Schattenbild!“

Das Urteil Carlyles über Lord Beaconsfield — damals Mr. Disraeli — und Mr. Gladstone faßt Mr. Froude in nachstehender Weise zusammen: „Mr. Disraeli, das gab er zu, besaß hervorragende Eigenschaften. Er konnte Thatsachen erkennen — ein hohes Verdienst in den Augen Carlyles. Er war gutmütig und ohne Falsch. Er besaß zwar keine erhabenen Tugenden, gab sich aber auch nicht den Anschein derselben. Herrn Gladstone hielt Carlyle gleichfalls des aufrichtigen Strebens nach einem erhabenen Endzweck für unfähig, nur mit dem Unterschiede, daß der letztere zu besitzen glaube, was er nicht besäße. Er betrachtete Mr. Gladstone als einen Redner, der nichts erkenne, wie es erkannt werden müsse, und seine ganze Kraft in Worte und Scheingedanken lege, sondern auch als den Repräsentanten der — religiösen, moralischen, politischen, literarischen — Phrase; und er unterscheide sich dadurch von andern Führern, daß ihm „die Phrase“ positiv als etwas Wahres erschiene, daß er durchaus daran glaube und bereit sei, auf Grund derselben zu handeln. Er hielt in der That Mr. Gladstone für einen jener verderbtenwirkenden Geister, der von Englands bösem Genius geschaffen sei, um solch grenzenloses Unheil anzurichten, wie es eben nur von ihm hätte herbeigeführt

werden können. Dies, in kurzem, war die Meinung, die er mir gegenüber wohl hundertmal und in hundert verschiedenen Variationen äußerte, und in dieser unvollkommenen Form habe ich sie niedergeschrieben."

Carlyles Ansicht über das englische Unterhaus war nichts weniger als schmeichelt. Lord Wolseley — damals Sir Garnet —, der jetzt zur Rettung Gordons ausgeschieden worden ist und über den Carlyle die Hoffnung ausgesprochen haben soll, daß er die Rolle eines zweiten Cromwell spielen werde, besuchte ihn auf seinen besondern Wunsch, und im Laufe der Unterhaltung beschrieb der schneidige Philosoph die Vertreter des Unterhauses als „600 geschwätzige Esel, die eingesetzt seien, Gesetze zu schaffen und die Angelegenheiten des größten Reiches zu verwalten, das die Welt jemals gesehen."

Durchaus bezeichnend und für die unerschütterliche Selbstlosigkeit des großen Weltweisen zeugend ist das Antwortschreiben, welches er an Mr. Disraeli richtete, als dieser ihm im Dezember 1874 seinen Wunsch insinuiert hatte, ihn der Königin zur Verleihung der höchsten Auszeichnung für Verdienst, d. h. des Großkreuzes des Order of the Bath, empfehlen zu dürfen und zugleich in durchaus zarter Weise andeutete, daß die Absicht bestehe, ihm eine Staatspension zu übertragen. Carlyles Erwiderung lautete:

"Sir, — Gestern hatte ich zu meiner großen Überraschung die Ehre, ein Schreiben von Ihnen zu empfangen, welches einen mich betreffenden glänzenden Antrag enthält, der mir denkwürdig für mein ganzes übriges Leben sein wird. Erlauben Sie mir zu bemerken, daß Ihr Brief sowohl dem Inhalte wie dem Ausdrucke nach hochherzig und edel genannt werden muß, daß er ohne Beispiel ist in meiner eignen, armseligen Lebensgeschichte, daß er auch ohne Beispiel ist in der Geschichte von Staatsmännern Gelehrten gegenüber, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, und daß ich ihn sorgsam aufbewahren will als einen jener Gegenstände, die dem Gedächtnisse und dem Herzen teuer sind. Er ist in sich selbst ein wahrer Schatz, eine Wohlthat — ohne Rücksicht auf jegliches Resultat. — Nachdem ich Ihnen diese Erklärung abgegeben, die in meinem dankbaren Herzen eingeschrieben bleiben wird, habe ich nur noch hinzuzufügen, daß keiner der von Ihnen in meinem persönlichen Interesse gemachten glänzenden und großherzigen Anträge zur Ausführung kommen darf, daß Ehrentitel irgendwelcher Art nicht im Einklang stehen mit dem bisherigen Charakter meiner unansehnlichen Existenz in dieser Weltepoch, und sie mir nur ein Hindernis, aber kein Förderungsmittel sein würden, daß, was Geldmittel betrifft, ich mit selbigen nach langen Jahren harter, entbehrungsvoller, aber nicht erniedrigender Armut in letzterer Zeit sehr reichlich, ja überreichlich gesegnet gewesen bin; ein Mehrbesitz würde mir jetzt gleichfalls nur ein Hindernis und keine Hilfe sein; sodaß königliche oder anderweitige Freigebigkeit, in meinem Falle, mehr als Verschwendung sein würde; kurz, daß — außer dem tiefen Eindruck, den Ihre schöne und edle Handlungsweise auf mich gemacht hat und der mir ein wahrer und dauernder Besitz bleiben wird — nichts geschehen kann, was mir gegenwärtig nicht vielmehr Sorge als Vergnügen bereiten würde. Mit Danksayungen — aufrichtiger denn je — habe ich die Ehre zu sein, Sir, Ihr ergebener und gehorsamer Diener T. Carlyle."

Carstens' Argonautenzug. Bereits zu Anfang der siebziger Jahre kursirte in den Kreisen der Kunstfreunde die Nachricht, daß von einem der wichtigsten Werke von Carstens, von seinen freilich wenig bekannten und fast verschollenen Umrißzeichnungen zur Argonautenfage die originalen Kupferplatten wenigstens teilweise

in Rom wieder zum Vorschein gekommen und von dem kunstfinnigen Verlagsbuchhändler Alphons Dürer in Leipzig, in dessen Verlag bereits zwei Bände von Carstens' Werken erschienen waren, käuflich erworben worden seien. Beruhte die Nachricht — wie es denn der Fall war — auf Wahrheit, so war nicht ausgeschlossen, daß auch der noch fehlende Teil sich an irgendeiner andern Stelle wiederfinden und auf diese Weise es möglich werden würde, die ganze Serie den Kunstfreunden wieder zugänglich zu machen. Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht, es blieb bei dem aufgefundenen Bruchstück. Dennoch überrascht uns jetzt die Verlags-handlung von A. Dürer mit einem dritten Bande von Carstens' Werken, der die vollständige Reihe der Carstensschen Argonautica enthält!*) Wie das möglich geworden? Die Publikation hat eine in mehrfacher Hinsicht interessante Geschichte.

Die Illustrationen zum Argonautenzuge — 24 Blatt — entstanden in Carstens' letzten Lebensjahren. Die Originalzeichnungen sind, bis auf ein einziges unechtes Blatt (Nr. 2), noch heute vollständig erhalten; sie befinden sich im Besitze der königlichen Kupferstichsammlung in Kopenhagen, die sie von den Nachkommen des Grafen Adam Moltke erworben hat, welcher sie 1804 von Thorwaldsen geschenkt bekommen hatte.

Carstens selber hatte die Absicht gehabt, die Zeichnungen in Kupfer zu äzen. Da der Tod ihn an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert hatte, so übernahm sein Freund, der große Landschaftsmaler Joseph Anton Koch, die Aufgabe und gab die ganze Folge von 24 Blättern im Jahre 1799 in Rom im eignen Verlage heraus. Als fünfundzwanzigstes Blatt stach er einen Titel dazu, der mit dem bekannten Bildnis von Carstens geziert war, welches H. Niegel in einer Holzschnitt-nachbildung 1867 seiner Ausgabe von Fernows Carstensbiographie beigegeben hat. Da Koch mit seinen Stichen wohl keine sonderlichen Geschäfte machen mochte, so verkaufte er sämtliche 25 Kupferplatten an den Kunsthändler Pirolì in Rom (noch wohl Thomas Pirolì, der selbst Kupferstecher war und wenige Jahre früher auch die Flgmannschen Umrisse zum Homer und zum Aeschylos gestochen und in Rom vertrieben hatte), und Pirolì veranstaltete eine neue Ausgabe mit seiner Verlagsfirma, die er auf dem Titelblatte hatte anbringen lassen. Aus dem Besitze der Familie Pirolì gelangten die Platten um 1860 in den des deutschen Buchhändlers Joseph Spithöver in Rom, der die Absicht hatte, eine nochmalige Ausgabe zu besorgen und zu diesem Zwecke gleichfalls seine Firma auf der Titelplatte nachstechen ließ. Aber diese Ausgabe mußte unterbleiben, weil bei einem Umzuge dreizehn Platten, und zwar die Nummern 12 bis 24, abhanden gekommen, angeblich gestohlen worden waren. Der Rest, die Nummern 1 bis 12 und die Titelplatte, waren es, die Alphons Dürer im Jahre 1871 von Spithöver erwarb.

Nachdem die Hoffnung auf Wiedererlangung der fehlenden Platten geschwunden war, fragte sich, wie man das Werk ergänzen sollte. Mußte die reichliche Hälfte der Platten neu gestochen werden, so lag es nahe, für diese Neustiche nicht Abdrücke der verloren gegangenen Platten, sondern die Originalzeichnungen selbst zu grunde zu legen, umsomehr, als ein Vergleich zwischen beiden lehrte, daß Kochs Leistung fühlbar hinter den Originalzeichnungen zurückgeblieben war. Entschloß man sich aber einmal hierzu, so mußte man auch noch einen Schritt weiter gehen, von Koch am liebsten ganz absehen und das ganze Werk neu nach den Originalen herstellen.

*) Carstens' Werke. Herausgegeben von Herman Niegel. Dritter Band. Der Argonautenzug. Leipzig, Alphons Dürer, 1884.

Leider mußte dieser Gedanke aufgegeben werden, weil die Ausführung desselben so kostspielig geworden wäre, daß der zu beschaffende dritte Band unvergleichlich viel teurer als die beiden vorangehenden zu stehen gekommen und infolge dessen natürlich auf viel engere Kreise beschränkt geblieben wäre. *) So entschloß sich denn die Verlags-handlung von Dürr, doch bei den Koch'schen Nachbildungen zu bleiben, die verlorenen Platten durch Lichtdrucke nach guten Abzügen ersetzen zu lassen, und so ist denn endlich nach langem Hoffen und Harren die vorliegende Ausgabe zustande gekommen. Die Ausführung ist vortrefflich gelungen; die Lichtdrucke (Blatt 13 bis 24), in der „Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft“ (früher Fr. Bruckmann) in München hergestellt, sind von den vorausgehenden, von den Originalplatten abgezogenen Stichen (Blatt 1 bis 11 und Titelbildnis) kaum zu unterscheiden.

Die Freunde der neueren deutschen Kunst brauchen wir auf die Wichtigkeit dieser Publikation nicht hinzuweisen; sie werden von selbst mit beiden Händen nach dem Bande greifen, und — jedenfalls zu ihrer Ueberraschung — Meister Asmus darin von einer Seite kennen lernen, die sie ihm nicht zugetraut hätten: als „heroischen Landschaftler.“ Bei weitem die meisten der dargestellten Szenen nämlich sind in ziemlich ausgeführte Landschaften hineinkomponirt, die keineswegs, wie man wohl früher annahm, Koch's That, sondern wie der Vergleich mit den Originalzeichnungen lehrt, Carstens' eigenste Erfindung sind. Einen Kreis aber möchten wir nachdrücklich auf diesen Band aufmerksam machen: das deutsche Gymnasium. Die beiden ersten Bände der Dürr'schen Carstensausgabe sollten zwar, da auch sie eine Anzahl der großartigsten Kompositionen zur Ilias, zu Aeschylos und Sophokles enthalten, in einer deutschen Gymnasialbibliothek auch nicht fehlen; vor allem aber sollte der abgeschlossene Bilderkreis der Argonautika — neben den Flaxmann'schen Umrissen zur Ilias, zur Odyssee und zum Aeschylos, den Genelli'schen Umrissen zur Ilias und Odyssee und Bachmann's Umrisszeichnungen zum Sophokles — in jeder deutschen Gymnasialbibliothek zu finden sein. Der Herausgeber, H. Kiegel, hat die Tafeln mit einem erläuternden Text versehen, worin er sie eingehend mit den Dichtungen vergleicht, aus denen Carstens die einzelnen Szenen geschöpft hat: mit Pindars viertem pythischen Siegesgesang, den Argonautika des Apollonios von Rhodos (den, nicht der, Herr Kiegel! *Αργοναυτικά* ist Neutrum Pluralis!) und dem unter dem Namen des Orpheus überlieferten gleichnamigen Gedichte aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. Diese Dichterwerke sind zwar sämtlich aus der offiziellen Gymnasiallektüre ausgeschlossen; die Kenntnis der Sage selbst aber mit allen ihren Einzelheiten kann ja kaum besser vermittelt und befestigt werden als durch die wiederholte Anschauung des herrlichen Carstens'schen Cycles.

Berichtigung. Zu dem ersten Artikel „Aus der Diplomatenschule“ in Nr. 47 d. Bl. geht uns zu dem Satz S. 361: „Als zweite Instanz fungirt das Stettiner Appellationsgericht“ folgende Berichtigung zu: „Ein Stettiner Appellationsgericht existirt schon seit dem 1. Oktober 1879 nicht mehr, und für Rechtsmittel gegen Urtheile der Konsuln oder Konsulargerichte ist nach dem Reichsgesetz vom 10. Juli 1879 — seit dem 1. Oktober 1879 — das Reichsgericht zuständig.“

*) Von Photographien der Originale, welche 1876 ein Photograph in Kopenhagen hergestellt und der Kunsthandlung von Gutbier in Dresden zum Vertriebe übergeben hat, sind bis jetzt 8, sage acht Exemplare abgesetzt worden. Ein komplettes Exemplar kostet freilich hundert Mark!